



«Von den Gespinnstpflanzen ist der Hanf stark kultiviert»

Aus der Geschichte der Hanf- und Flachs-Produktion im Gebiet von Weiach

Die diesjährige Ausstellung im Ortsmuseum ist einem der wichtigsten Nebenerwerbszweige früherer Jahrhunderte gewidmet, dem Anbau und der Verarbeitung von Hanf und Flachs als so genannte Gewerbepflanzen. Was seit etwas über 50 Jahren nur noch im Museum zu sehen ist, beschäftigte die Landbevölkerung recht intensiv – auch bei uns in Weiach. Denn Flachs und Hanf waren bis weit ins 19. Jahrhundert hinein Basis und einziger Rohstoff der bäuerlichen Textilproduktion für den Eigenbedarf.

Walter Zollinger hat in seiner 1972 publizierten Dorfchronik einen Ausschnitt aus der bekannten landwirtschaftlichen Ortsbeschreibung von 1850/51 zitiert:

«Von den Gespinnstpflanzen ist der Hanf stark kultiviert, weniger der Flachs, weil er öfter missträth, der Hanf dagegen in der Regel gut gedeith. Man pflanzt ihn auf den gewöhnlichen Bünthen oder aufs beste Land der Brachzelg um Mitte Mai bis Juni, begüllt dazu vor der Saat & auch beim Aufkeimen das Feld. Das Fimmeln fällt in die Ernte.» (für die Erklärung, was man unter Fimmeln versteht und weitere Angaben, siehe vier Seiten weiter unten)

Spuren in der Namenlandschaft

Dass man für den Hanfanbau das beste Land reservierte, zeigt, welche Wertschätzung ihm die Hiesigen noch vor wenig mehr als 150 Jahren entgegenbrachten.

Schon vor Jahrhunderten in Urkunden festgehaltene Weiacher Flur- und Gebäudenamen wie Klein Bleichlj, Bleich, Bleickh (am Westhang des Haggenbergs), Pünt oder Chuderhof (Haus von Armin Griesser) geben weitere deutliche Hinweise. Eine Pünt, Bünthen oder Beunden war in der Dreifelderwirtschaft ein zu Zeiten des allgemeinen Weidgangs mit Zäunen abgegrenztes, der privaten Nutzung vorbehaltenes Grundstück. In der heutigen Zeit versteht man darunter an einigen Orten (z.B. in Winterthur) eine Familiengartennutzung.

Die Vieleskönner: Hanf (*Cannabis sativa*) und Flachs (*Linum usitatissimum*)

Flachs (Bild vorne) wird in unserer Gegend seit Jahrtausenden, Hanf (Bild hinten) seit dem Frühmittelalter kultiviert. Die Fasern eignen sich hervorragend für strapazierfähige Stoffe und Seile. So waren beispielsweise die ersten Levi's Jeans für die kalifornischen Goldgräber aus Hanfleinen gefertigt.

Nicht mehr brauchbare Lumpen dienten zur Herstellung von Papier. Hanf eignet sich aber auch als Baustoff zur Wärme- und Schalldämmung sowie zur Abdichtung von Fugen und Rohrverbindungen.

Die Samen von Flachs und Hanf können zur Herstellung von Nahrungsmitteln mit hohem Gehalt an ungesättigten Fettsäuren, Kosmetika, Treibstoff, Schmierölen und widerstandsfähigen Farben und Lacken (Leinöl) verarbeitet werden.

Und die Blüten und ätherischen Öle, mit denen sich besonders der Hanf vor Frassschädlingen schützt, eignen sich zur Gewinnung von pharmazeutischen Wirkstoffen, Tee und Räucherwerk.



Verbotener und erlaubter Hanf

Gerade letzteres aber wurde dem Hanf zum Verhängnis. Denn nach dem Zweiten Weltkrieg fing die Zeit der Prohibition an. Das Schweizer Betäubungsmittelgesetz vom 3. Oktober 1951 erwähnt in Art. 1 Abs. 2 lit. a Ziff. 4 explizit das Hanfkraut. Und so wurde aus einer ehemals hochangesehenen Nutzpflanze unter der Bezeichnung Marihuana bzw. Haschisch (Name für das Blütenharz) eine verbotene Ware, für die man hinter Gitter kommen kann.

Erst einmal galt offenbar ein absolutes Verbot. Da sich aber nur Hanf mit einem hohen Gehalt an Δ^9 -Tetrahydrocannabinol (THC) für die Haschischproduktion eignet, ist der Anbau von Faserhanf nun seit einigen Jahren erlaubt, sofern der THC-Gehalt unter 0.3% liegt. Elf Hanfsorten sind im Sortenkatalog des Bundesamts für Landwirtschaft verzeichnet (Anh. 4). Für sie gibt es sogar einen Anbaubeitrag von 1500 Franken pro Hektare und Jahr, sofern der Hanf als Ölsaat oder nachwachsender Rohstoff verwendet wird und pro Parzelle mindestens 20 Aren angebaut werden.

Hoher Ertrag. Schnelles Wachstum.

Hanfpflanzen können in unseren Breiten je nach Standort und Düngung eine Höhe von zwei bis vier Metern erreichen. Die Wurzeln stossen dabei mehr als einen Meter tief ins Erdreich vor und lockern den Boden auf.

Im Vergleich zu Flachs wirft Hanf die 2.5-fache Fasermenge ab. Frisch geerntete Pflanzen wiegen 500 bis 600 kg pro Are, also 5-6 kg pro Quadratmeter. Bei der Ernte von Samen zur Ölherstellung darf mit Erträgen von 20 bis 25 kg pro Are gerechnet werden.

Das wusste schon von Grimmelshausen, der 1668 in seinem Schelmenroman *Der abenteuerliche Simplicissimus* schrieb: «das merkten wir gleich, dasz es ein trefflicher, fruchtbarer erdboden sein müste, weil alles vor uns gleichsam so dick wie ein hanfacker mit büschen und bäumen bewachsen war». (Simpl. 2, 222; zit. n. Grimm Deutsches Wörterbuch). Auch in Deutschland war die Hanfpflanze also ein Sinnbild für fruchtbaren Boden. Dabei wächst Hanf ausserordentlich rasch. Im Mai gesät sollte man bereits an Pfingsten einen Ankenballen im Hanfkraut verbergen können (Huber, 1982).



Otto Wilhelm Thomé (1840-1925): Flora von Deutschland, Österreich und der Schweiz, Gera 1885.

Zürcher Unterland anno dazumal: Kleider zu 100% aus dem eigenen Boden

Hanf und Flachs hatten im Unterland über Jahrhunderte hinweg vor allem eine Funktion: die Selbstversorgung mit Textilien sicherzustellen. In seiner 1986 publizierten, ausführlichen Studie zu nichtagrarischen Erwerbsformen im Zürcher Unterland des 18. Jahrhunderts nimmt Thomas Meier «faktische Autarkie» an, was pflanzliche Fasern für Kleidung, Schnüre und Seile anbelangt. 1785 war es z.B. in Lufingen Sitte «keine andern Kleider zu tragen, als solche, wozu der Hauptstoff auf den dazu bestimmten Grundstücken gepflanzt, und in der Haushaltung verarbeitet wird». Und über Otelfingen hiess es: «Der Reichste ge-

het so wie der ärmste Tagelöhner in seinen grossen Hosen und rohen zwillenen Kittel, die sie selbst fabricieren einher.» Abweichungen von dieser Regel gebe es kaum, denn «äusserliche Vorzüge vor andern kann sich keiner weder geben noch nehmen, er würde das allgemeine Dorfgespött». Was 1785 für das Wehntal zutraf, das dürfte damals auch im Neuamt und in Weiach gegolten haben.

«Es gaat nüt über Linigs», pflegten die traditionsbewussten Unterländer Frauen zu sagen. Im Verlauf des 19. Jahrhunderts drückte dann die Baumwolle immer stärker auf den Markt. Stoffe wurden nun gekauft und nicht mehr selbst hergestellt. Diesen Strukturwandel reflektieren folgende von Gottlieb Binder dem Besitzer der Obermühle in Neerach zugeschriebenen Worte: «Früher pflanzte jeder Bauer Hanf und Flachs und brachte im Spätjahr dem Müller die gerätschte Faser in „d'Riibi“, heute tragen die Wibervölker nur noch neumodisches Lumpenzeug; alles wird halt lumpiger auf dieser lumpigen Welt». (Binder 1925)

Für eine Hanfpünfte werden Höchstpreise bezahlt

Für das Jahr 1791 ist der Umfang der Hanf- und Flachsproduktion im Neuamt ziemlich genau überliefert. Der prozentuale Anteil dieser Sondernutzungsflächen an der gesamten Ackerfläche schwankte zwischen 1 und 4 Prozent. Weil nie die ganze Ackerflur bebaut war und Textilpflanzen auch in Gärten in unmittelbarer Nähe der Häuser gezogen wurden, liegen diese Werte effektiv wohl noch etwas höher.

Der Anteil mag klein scheinen, dafür wurden diese Felder aber mit umso grösserer Sorgfalt gepflegt und gedüngt. Und es kamen nur die besten Böden in Frage. Für Hanfpünften wurden Höchstpreise bezahlt. Unter Weiach sind in den Statistischen Tabellen von 1791 für Hanf und Flachs 14 Jucharten Pünften sowie 10 Jucharten Brache verzeichnet. Selbst in den Ackerflächen wurden bevorzugt Textilpflanzen angebaut: «Die beste Juchert Feld kostet 320 fl. – wird aber mit hanf angesähet» (1 Jucharte = 3.6 Aren). Gesamthaft verwendete man in Weiach prozentual die grösste Fläche im ganzen Neuamt für die Faserproduktion – mehr als 4 Prozent des bebaubaren Bodens. (Meier 1986 – S. 369)

Die Pünften wurden nicht etwa gepflügt, sondern mit Hacke und Schaufel bearbeitet und nach der Aussaat kräftig «mit Güllen begossen». Unter Berücksichtigung dieser im Unterland üblichen Gartenbautechnik und der arbeitsintensiveren Ernte der bevorzugten Sorten rechnet Th. Meier für 1 Jucharte Hanf mit einem Arbeitsaufwand von um die 100 Tagen – und dabei handelt es sich erst um die ersten Phasen der Faserherstellung. Gesponnen, gewoben, gebleicht, gefärbt und geschneidert ist da noch gar nichts. (Meier 1986 – S. 371)

Das Ewige Liechtli in Kaiserstuhl – befeuert mit Weiacher Hanföl

Dass Flachs den Steinzeitbewohnern schon bekannt war, darf vermutet werden (vgl. Bild rechts). Aus Weiach liegen uns aber bisher keine archäologisch fundierten Belege vor. Anders sieht es für das ausgehende Mittelalter aus: Hanf ist explizit erwähnt.

In einer Urkunde des Stadtarchivs Kaiserstuhl, die auf den 26. April 1392 datiert ist, wird ein Geschäftsabschluss zwischen dem Kaiserstuhler Bürger Peter Stadler und Dietrich Ortolf von Lindau besiegelt. Ortolf erwarb für 50 Gulden eine jährliche Lieferung von «zehen fiertel güttes hanfsamen» von einem Hof in Weiach, welche «gan sont [...] an die kappelle in der statt und in der ere uinser lieben frouwen und der reinen jungfrouwen sant Katherinen, also das da ein ewig liecht in der vogenanten kappelle vor fron altare bruinnen sol [...]»

In die Stadtkirche von Kaiserstuhl wurde damals also ein Ewiges Licht für das Seelenheil des verstorbenen Heinrich Baldenweg und seiner Vorfahren gestiftet. Ewige Lichter in Altarnähe sind seit dem 11. Jahrhundert bezeugt, im Spätmittelalter war dieser Brauch dann weit verbreitet. (Wenzinger Plüss 1992)



Steinzeitlicher Spinnwirtel aus Schöfflisdorf im Wehntal. Quelle: Christener 1996/97

In einer Schlichtungsurkunde von Anfang Juni 1604 sind das Haus, der Kraut- und der Baumgarten des Ulrich Zoller, genannt Joss, Gegenstand eines Streits. Sie stossen «*an die landtstraß und an Cuonrad Osterwalders hanfpündten*». Womit erwiesen ist, dass mindestens in diesem Fall eine Hanfpünte in unmittelbarer Dorfnähe lag.

Brandgefahr und Ruhestörung: Keine Hanfverarbeitung im Dorf, bitte!



Das Rätchen ging nicht geräuschlos und ohne Staubentwicklung vor sich. (Quelle: SAC Nr. 53 in Wirth 1937)

Dennoch durfte man einige auf dem Weg zur Textilerstellung nötige Verarbeitungsschritte nicht mitten im Dorf erledigen. Dazu gehörten vor allem das Wässern des Hanfes (wegen dem Gestank), das Trocknen im Ofen (wegen der Brandgefahr) sowie das Rätchen (Brechen der Hanffasern; wegen der Ruhestörung und der Staubentwicklung).

Anlässlich der Abhaltung des ordentlichen Jahrgerichts am 18. August 1718 «*under jhro gestreng herren obervogt che[v]allier von Schnorppf*» wurde wieder einmal daran erinnert, dass man in Wyach «*kein hanff im offen dören*» dürfe. Weiter solle man «*in dem dorff nicht retschen; so mann retschen will, soll es ausser dem dorff beschehen.*»

Am 21. August 1775 wurden beim Jahrgericht der ganzen Gemeinde «*folgende puncten vorgeleßen und à 9 lib. buß zu halten eingebotten*» (StAZH B VII 42.12, Heft Nr. 590 fol. 1 u 2): «*Die weiber sollen keine wöschchen in den häußeren machen, den hanff oder werch nicht in öfen dörren und nicht im dorff retschen.*» Womit auch klar ist, dass Hanfdörren, Rätchen und andere damit zusammenhängende Arbeiten in der Regel Frauensache waren.

Die Frauen achteten darauf, dass ihr Einfluss ungeschmälert blieb. Männer hatten in dieser Domäne der bäuerlichen Leinenherstellung die zweite Geige zu spielen. Sie wurden höchstens für besondere Arbeiten beigezogen. Und wenn ein Mannsbild an einer Gruppe mit Rätchen beschäftigter Frauen vorbeiging, dann musste er sich – im besseren Fall – allerlei Neckereien anhören. Das dürfte mit ein Grund gewesen sein, dass das Rätchen an Durchgangsstrassen oft verboten wurde. Faszinierend ist, dass selbst uns Heutigen die Worte «*rätchen*» und «*durchhechlen*» noch als Synonym für unablässiges Schwatzen und Herziehen über Dritte gelten (u.a. Meier 1986 – S. 374)

Freifliegende Tauben in der Saatzeit? Dürfen abgeschossen werden

Vor genau 300 Jahren erliess die Gerichtsgemeinde Weiach anlässlich der Jahrgerichte 1707 und 1708 ausnahmsweise eigene Vorschriften (neben denen der Obervögte):

«*Zu wissen ist hiermit, das eine gantze ersame gemaindt nochmalen einhelliglichen die schaaff, gänß aberkennt. Die dauben betrefent, solen die jenige, so haben, im jahr 2 mahl 4 wochen innhalten alß zue zeiten des haufs und sommer früchten außwerffen; fahls ein oder der ander solchem nit stadt thädten, nider zue schiessen einem jeden erlaubt seye*» (StAZH B VII 42.6 – S. 247)

Hintergrund dieser knallharten Bestimmung: Vögel lieben Hanfsamen. Sie fressen frisch angesäte Hanffelder im Handumdrehen leer. Das wollte man in Weiach wenigstens bei der Aussaat und den eignen Haustauben verhindert wissen. Nicht umsonst gab es früher noch etliche geläufige Redewendungen über Hanf im Zusammenhang mit Vögeln, die im Wörterbuch der Gebrüder Grimm überliefert sind:

«*der geraufte (geerntete) hanf wird in bündeln (stauchen) mit den samenkapseln nach oben zum welken auf dem acker aufgestellt, nicht ohne dasz der reichliche same die vögel an-*

lockt, bildlich ist daher von einem, der sich an einem Orte gefallen lässt, gesagt: er sitzt wie der Vogel im Hanfe, oder kürzer: er sitzt im Hanfe».

Pfarramt Weiach: Flachs, Hanf und Kuder als Lohnbestandteil

Dass Hanf und Flachs allgegenwärtig waren, zeigt sich auch an zwei Haushalteinkommen bzw. –Inventaren. Die von der Helvetischen Republik durchgeführte Erhebung der Pfarrei-Einkommen ergab für Weiach unter anderem folgende Jahresbezugsrechte: «3 Mütt Hanfsaamen, 4 Mütt Oelsame und Lewat» (Raps), sowie «Flachs, Hanf, Kuder, Obst, Erdapfel».

Und beim Brand des Hauses von «Casper meyerhofer Wagner Joglis» im November 1805 wurden auch «4 Bossen alten u neuen Hanf» sowie « $\frac{1}{2}$ Vrtl Hanfsaamen» (7 kg) vernichtet und im Schadenverzeichnis aufgeführt. Siehe dazu auch die *Weiacher Geschichte(n)* Nr. 73.

Dass der Hanf gerade im traditionell kleinbäuerlich geprägten Weiach so «stark kultiviert» war, dürfte seinen Grund u.a. darin haben, dass Hanf im Gegensatz zu Flachs selbstverträglich ist, d.h. Hanf wächst mehrere Jahre hintereinander und ohne Ertrags- oder Qualitätseinbusse auf der gleichen Fläche. Das war gerade für Tauner und andere Haushalte mit wenig Landbesitz sehr wichtig. Flachs sollte man nur alle sieben Jahre einmal auf demselben Stück Land anbauen, d.h. zu wenig Ertrag für Textilherstellung (Irniger/Kühn – S. 107).



Zum Trocknen aufgehängte Hanfpflanzen, unten eine Riffel (aufgenommen im Freilichtmuseum Ballenberg bei Brienz)

Vom Hanf zum Hemd: Berta Meier-Meierhofer berichtet

Einen Kurzabriss der meisten bei der Hanfverarbeitung nötigen Arbeitsschritte hat die heute 81-jährige, in Freienstein wohnhafte Berta Meier, geborene Meierhofer, Sagerheiris, in einem 1939/40 an der Bezirksschule Kaiserstuhl gehaltenen Vortrag gegeben (erhalten als Teil-Abschrift im Ortsgeschichte-Ordner Zollingers):

«Viele Bauern haben früher Hanf gepflanzt. Im Mai säte man den Samen; er wuchs rasch, sodass er im Sommer schon mannshoch war. Es gab zwei Sorten Hanf, den einen Teil nannte man Fimmel und den andern Mäsch. Den Fimmel rupfte man im Sommer und den Mäsch im Herbst. Zu Hause wurde der Hanf in einer Wiese ausgebreitet, und die Leute mussten ihn liegen lassen, bis er recht war zum Brechen. Wenn der Hanf gerätscht war, wurde er zu Zöpfen gewunden. Nachher mussten die Frauen sie wieder auflösen und handvollweise durch die Hechel ziehen. Dann gab es wieder zwei Sorten Gespinnstfasern. Die einen nannte man Risten, die andern Chuder. Vom Risten gab es schönes Leinentuch, und von Chuder Zwilchen. Die Frau band das Werch an das Spinnrad, dann spann sie auf eine Spule. Nachher wurde das Garn abgehaspelt zu Strängchen. Dann wurde es gesotten + getrocknet und zuletzt dem Weber gebracht. Das war zur Zeit der „Spinnstubeten“.»

Was damals ein Fimmel war

Kürzer kann man es fast nicht erklären. Schon die eingangs zitierte Ortsbeschreibung spricht wie Berta Meier vom Fimmeln, das in die Zeit der Getreideernte falle. Die damals gebräuchlichen Hanfvarietäten waren ausnahmslos zweihäusig, d.h. männliche und weibliche Blüten befinden sich auf unterschiedlichen Pflanzen. Deshalb ist von zwei „Sorten“ die Rede (heute gibt es auch einhäusige Hanfarten – mit männlichen und weiblichen Blüten auf derselben Pflanze). Fimmel (femel von lat. femina) nannte man die kleinere, früher reife Hanfpflanze, die botanisch korrekt betrachtet männlich ist. Der Mäsch (mäschel von lat. maskulin) ist grösser und erst im Herbst erntereif. Botanisch gesehen ist der Mäschel weib-

lich. Dies war der Botanik spätestens in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts klar. Die alten Bezeichnungen blieben aber bei den Bauern noch lange erhalten.

Vom Hanf zum Hemd in 12 Schritten – Roose, Teere, Rätsche, Hächle, Spinne

1 – Aussaat im Mai. Je grosszügiger man mit dem Samen ist und je dichter man sät, desto weniger dick wachsen die Hanfstengel. Das Resultat ist eine feinere Faserqualität. Ansonsten musste man ein Hanffeld kaum pflegen. Der schnelle Wuchs und die pflanzeigenen Stoffe des Hanfes unterdrücken das Aufkommen von Unkraut und bald standen die Pflanzen mannshoch. Trotzdem wurde magisches Denken praktiziert: «*So soll man Hanf oder Flachs im Anfang der Woche säen und dabei einen hohen Stecken auf den Acker setzen, damit sich der Hanf nach seiner Höhe richte*». (Hdwb. Dt. Aberglauben Bd. 10)

2 – Männlicher Hanf (Fimmel) war etwa einen Monat früher reif als der weibliche (Mäschel). Der Fimmel wurde ungefähr zehn Wochen nach Saat (Anfang bis Mitte August) einzeln mit der Wurzel ausgerupft und auf Wiesen ausgelegt.

3 – Sobald die Samen des weiblichen Hanfs ausgereift waren, konnte man ihn Anfang Oktober ausreissen und zum Trocknen aufstellen, bis die Samen dürr waren.

4 – Ende Oktober wurden die Samen zu Saatzwecken und zur Ölgewinnung abgeriffelt (dazu diente das zackige Gerät unten rechts im Bild auf der letzten Seite).

5 – Um an die Fasern zu kommen mussten Rinden- und Holzteile an den Stengeln entfernt werden. Dazu diente in einem ersten Schritt das Anfaulen in der Roost. Entweder legte man den Hanf in Wiesen oder Stoppelfelder oder man versenkte ihn in langsam fliessenden Gewässern, Tümpeln oder Teichen. Beim Roosen oder Rösten unter Wasser verursacht der Gärungsprozess infolge Sauerstoffmangel einen penetranten Gestank. Wenn Wasser aus der Roost in ein Fischgewässer gelangte, stehen überdies die Fische um. Es ist daher kein Wunder, dass man sich oft um solche Roosgruben stritt und sie nicht in Dorfnähe erstellt werden durften. Von dieser Tätigkeit des Roosens stammt der Familienname Roos.

6 – Nach dem Anfaulen trocknete und dörrte man die Stengel – wegen der grossen Brandgefahr musste dieser Schritt ausserhalb des Dorfs erfolgen. In der Tätigkeit des Trocknens über offenen Feuern hat der Name Teerer oder Derrer seinen Ursprung.

7 – Bündelweise wurden die Stengel auf hölzernen Rätschen (s. Bild zwei Seiten weiter vorn) gebrochen, um die verholzten Teile besser von den Fasern abzutrennen.

Die gebrochenen Stengel wurden dann noch mittels Eisenhämmern oder in Stampfmühlen

und Bleuen gequetscht. (Von da stammt der Familienname Bleuler. Auch das Wort «einbleuen» für «sehr eindringlich einschärfen» ist bis heute in Gebrauch.) Eine Weiterbearbeitung konnte dann noch in der Hanfreibe (Riibi, meist einer Öl- oder Getreidemühle angegliedert) unter einer schweren Steinwalze erfolgen.

8 – Die letzten Holzreste entfernte man mit der Hechel, die wie ein Nagelbrett aussieht (s. das Gerät auf dem Webstuhlbänkli, nächste Seite).

9 – In den folgenden Wintermonaten wurden die Fasern zu Garn versponnen. Die langen und geschmeidigen Fasern nannte man «Risten». Sie fanden vor allem für Leintücher Verwendung. Der gröbere «Chuder» wurde zu Zwilch, Schnüren und Seilen verarbeitet. Diese Arbeit wurde vor allem in den Abendstunden erledigt (vgl. den Abschnitt über Spinnstube unten). Die im bäuerlichen Umfeld sonst unübliche Nachtarbeit war hier anzutreffen. Aus

Brechen, heisst wenn der Hanf oder Flachs, nach dem er geröstet, und in der Flachs-Darre, oder an der Sonne durre gemacht worden, Büssen-oder Vosens-weiß, qver über das unbewegliche Theil der Breche geleet, und durch öffteres Aufheben und Niederdrücken des beweglichen Theils durchaus dergestalt zerquetschet wird, daß sich das Bast nebst dem andern unreinen Zeug von der guten Materie abfondert.

Der Arbeitsvorgang des Brechens (Aus Zedlers Universallexikon)

einem einfachen Grund: im nächsten Frühjahr setzte nämlich die Arbeit auf dem Feld wieder ein. Bis dahin nahm die Verspinnung des Hanfertrags einer Jucharte eine geübte Arbeitskraft mehr als 180 Arbeitstage in Anspruch (Meier 1986 – S. 371f).

10 – Vor dem Weben musste das Garn noch gesechtet werden. Unter «Sechten» verstand man das Waschen in einer heissen Aschenlauge (vgl. den Namen «Sechtbach» in Bülach). Wegen der Brandgefahr war diese Arbeit nur in den Waschhäusern erlaubt. Das gereinigte und vorgebleichte Garn wurde dann auf Haspeln gewickelt.

11 – Das Weben der Leinenstoffe war im Zürcher Unterland des 18. Jahrhunderts fast ausschliesslich die Angelegenheit von professionellen Lohnwebern, welche das Garn von den Bauern annahmen und ihnen das Tuch abliefern. Aus dem minderwertigen Chuder oder «Abweg» wurden Zwilchstoffe sowie Schnüre und Seile gefertigt.

12 – Bleichen, Färben und Schneiden gehören zum letzten Arbeitsschritt. Nach dem Weben wurden die Stoffe noch einmal einer Sonnen- oder Aschenbleiche ausgesetzt. Wenn sie anschliessend gefärbt wurden (das Garn wurde vor dem Weben nie gefärbt), dann entweder in Schwarz oder in kräftigem Blau. Normalerweise dominierten im Unterland aber die Grauschattierungen des rohen Leinen – besonders im 18. Jahrhundert.

Dann ruhten die Leinwandballen oft über Jahre hinweg in den Truhen und Kammern der Bauernhäuser, bis an einem schönen Wintertag ein Schneider oder eine Näherin auf die Stör kamen und aus dem Stoff Hosen, Jüppen und Schösse wurden. Oder eben Hemden. Interessant ist, dass die Schreibweise «Hembd» oder die schweizerdeutsche Bezeichnung «Hämp» fast exakt gleich tönen wie die englische Bezeichnung für den Hanf – hemp.



Ein Webstuhl und ein Hechelbrett (aufgenommen im Freilichtmuseum Ballenberg bei Brienz)

Lumpenverwertung und Papierherstellung als letzte Station

Wenn ein Leinenstoff sein Lebensende erreicht hatte, dann war das noch längst nicht das Ende aller Tage. Lumpen (auch Hadern genannt) waren nämlich sehr begehrte Rohprodukte für die Papiermühlen, die daraus alterungsbeständiges Papier herstellten.

In Grimmelshausens *Simplicissimus* findet man zwei ganze Kapitel (6.11 u. 6.12), in denen der gesamte Zyklus von der Hanfpflanze bis zum zerschnittenen Papier auf dem Abort beschrieben wird. Und zwar vom Papier selber, das den Romanhelden anspricht und ihm seine Lebensgeschichte erzählt, just bevor er sich mit ihm den Hintern abwischen will.

Die Spinn- oder Liechtstubeten

Schon für das Rätschen bildeten die Frauen des Dorfes Arbeitsgemeinschaften, die wohl auch einfache Arbeitsteilung praktizierten. Ausserdem war es kurzweiliger, diese Arbeit in einer Gruppe zu erledigen. Das galt für das eintönige Spinnen umso eher, als es im Winter stattfand und Rohstoff wie Arbeitsgerät leicht transportiert werden konnten. So trafen sich die Frauen in der Stube einer Gastgeberin für eine Liechtstubete. Natürlich wurde da nicht nur gearbeitet – besonders wenn noch junge Männer zugegen waren. Die Obrigkeit sah das gar nicht gerne und reagierte mit Verbotsmandaten, weil sie in der Geselligkeit mit Trank und Spiel die guten Sitten in Gefahr sah. Trotzdem duldeten Pfarrer und Stillstände (letztere als ehemalige Teilnehmer) die Zusammenkünfte in der Regel und meldeten nichts davon nach Zürich. Jedenfalls so lange, als die Stubeten nicht überbordeten.

Quellen und weiterführende Literatur

- Wirth H.: Hanf und Flachs im Zürcher Unterland. 2. Jahrbuch des Unterländer Museumsvereins, 1937. Faksimile-Nachdruck. Hrsg.: Zürcher Unterländer Museumsverein. 32 S.
- Huber, F.: Von Flachs und Hanf in alter Zeit. Volkskundliche Beiträge. In: Jahrbuch des Zürcher Unterländer Museumsvereins, Nr. 22, 1981/82. Oberweningen, [1982] – S. 8-12.
- Hanf und Flachs. In: Christener, H.P.: Herausgegriffen. Ein Blick in die Sammlung des Heimatmuseums in Oberweningen. 29. Jahrbuch des Zürcher Unterländer Museumsvereins 1996/97 – S. 25-26.
- Imiger, M., Kühn, M.: Hanf und Flachs. Ein traditioneller Rohstoff in der Wirtschaft des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit. In: Traverse Nr. 2, 1997 – S. 100-115.
- Meier, Th.: Handwerk, Hauswerk, Heimarbeit: nichtagrarische Tätigkeiten und Erwerbsformen in einem traditionellen Ackerbaugesamt des 18. Jahrhunderts (Zürcher Unterland). Zürich, 1986 – S. 367-384.
- Hanf: Arbeitsgänge zur Gewinnung von (Öl-)Samen und Pflanzenfasern. In: Flüeler, N.; Flüeler-Grauwiler, M. (Hrsg.): Geschichte des Kantons Zürich, 3 Bände. Zürich 1994–1996. hier: Band 2 – S. 115.
- HANF–HANFHAHN, m. In: Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. 16 Bde. [in 32 Teilbänden]. Leipzig: S. Hirzel 1854-1960. -- Quellenverzeichnis 1971. Band 10, Spalten 431-434.
- Artikel Hanf. In: Meyers Konversationslexikon. Band 8 von Hainleite bis Iriarte. Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig und Wien, Vierte Auflage, 1885-1892 – S. 120-123.
- Strickler, J.: Amtliche Sammlung der Acten aus der Zeit der Helvetischen Republik (1798-1803). Bern, 1886 bis Freiburg, 1966. Bd. 16 – S. 258.
- Binder, G.: Aus dem Volksleben des Zürcher Unterlandes. Sonderabdruck aus Schweizerisches Archiv für Volkskunde, Bd. XXV/XXVI. Basel, 1925 – S. 180-181.
- Meier-Meierhofer, B.: Vortrag an der Bezirksschule Kaiserstuhl, 1939/40. In: Ortsgeschichte-Ordner, Klappe B – Bräuche, S. 2-3.
- Kläui, P.: Die Urkunden des Stadtarchivs Kaiserstuhl. Aargauer Urkunden, Band XIII, Kaiserstuhl. Aarau, 1955. Nr. 34, S. 24 [StAK U 22 zu 1392 IV 26] und Nr. 333, S. 168-169 [StAK U 314 zu 1604 VI 2].
- Wenzinger Plüss, F.: Kaiserstuhl: kirchliches Leben in einer spätmittelalterlichen Kleinstadt. In: Argovia, Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau. Jg. 104 (1992) – S. 99-100.
- Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen. I. Abteilung: Die Rechtsquellen des Kantons Zürich. Neue Folge. Zweiter Teil: Rechte der Landschaft; Erster Band: Das Neuamt; Aarau, 1996 – S. 437
- Strohdachhaus abgebrannt – 12 Obdachlose in 5 Minuten. Einblick in ein amtliches Schadenverzeichnis vom 18. November 1805. Weiacher Geschichte(n) 73. In: Mitteilungen für die Gemeinde Weiach, Dezember 2005 – S. 12-19.
- Bundesgesetz über die Betäubungsmittel und die psychotropen Stoffe (Betäubungsmittelgesetz, BetmG) vom 3. Oktober 1951 (Stand am 1. Mai 2007)
- Verordnung des BLW über den Sortenkatalog für Getreide, Kartoffeln, Futterpflanzen, Öl- und Faserpflanzen sowie Betarüben (Sortenkatalog-Verordnung) vom 7. Dezember 1998 (Stand am 1. Juni 2007)
- Verordnung über Flächen- und Verarbeitungsbeiträge im Ackerbau (Ackerbaubeitragsverordnung, ABBV) vom 7. Dezember 1998 (Stand am 5. Dezember 2006)
- Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens: Waage- Zypresse, Nachtraege, Bd. 10, Sp. 686

Der Hanf als Rohstoffpotential gestern und in Zukunft

Als Hausmittel wurde der Hanf schon lange verwendet. Von 1850 bis 1950 boten Apotheken in ganz Europa über 100 verschiedene Cannabismedikamente an – rezeptfrei und legal. Mit Hanf lassen sich allerdings nicht nur körperliche Bresten behandeln. Er kann auch dazu beitragen, Probleme globalen Zuschnitts in den Griff zu bekommen:

«Wenn wir, um unseren Planeten zu retten und den Treibhauseffekt umzukehren, künftig auf alle fossilen Brennstoffe und petrochemischen Produkte ebenso verzichten wollen wie auf die Abholzung unserer Wälder zur Gewinnung von Papier und landwirtschaftlichen Nutzflächen, dann gibt es nur eine Pflanze, die als nachwachsender Rohstoff in der Lage ist, den grössten Teil an Papier, Textilien und Nahrungsmitteln sowie des privaten und industriellen Energieverbrauchs zu liefern, und die zugleich die Umweltverschmutzung eindämmt, die Böden verbessert und unsere Luft reinigt: es ist eine alte Gefährtin, die dies schon immer für uns getan hat: Cannabis, Hanf, Marihuana.»

-- Jack Herer, amerikanischer Pionier der Rehabilitation des Hanfes und Verfasser des Buches "Die Wiederentdeckung der Nutzpflanze Hanf".